



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schemann, Ludwig: Bismarck und Prokesch-Osten : Eine Ehrenrettung : 3.
Bismarck contra Prokesch

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Bismarck und Profesch-Osten

Eine Ehrenrettung

Von Ludwig Schemann

3. Bismarck contra Profesch

Aus einer Charakteristik Profesch's, wie etwa der des Verfassers an der vorerwähnten Stelle, dürfte wohl ein jeder Leser das Bild einer ungewöhnlich edlen und lautereren Gestalt sich gewinnen. Gleich nach dem Hinscheiden des Mannes war ferner dessen Lebenslauf in dem eingehendsten und getreuesten der Nachrufe als einer der ungetrübt glücklichsten bezeichnet worden, was, da es ihm an den schwersten Schicksalsschlägen nicht gefehlt hat, nur auf den reichen Segen, den er getragen, sich beziehen kann.

Wie ist es nun denkbar, daß diese selbe Gestalt, dieser selbe Lebenslauf von einer einzigen, freilich allerhervorragendsten Seite als das gerade Gegenteil, als der Inbegriff des Abstoßenden und Verwerflichen hat hingestellt werden können?

Hier liegt ein Rätsel vor, das nur durch eingehende Prüfung des Tatsachenmaterials und gewissenhafte Versenkung in den Charakter der beiden Hauptpersonen dieses historischen Dramas sich ganz wird lösen lassen. Bisher sind hierzu kaum leise Ansätze gemacht worden: begreiflich genug, das Un-erquickliche der Aufgabe mochte niemanden locken, und auch der Verfasser der vorliegenden Untersuchung sieht sich genötigt, für dieselbe nach verschiedenen Seiten sich Nachsicht zu erbitten. Auch mag es gut sein, in diesem Sinne eine kurze Allgemeinbemerkung voranzuschicken.

Vor allem wäre wohl zu begründen, daß und warum bei den zahllosen Anklagen und Ausfällen Bismarck's gegen Profesch nur in bescheidenem Umfange ins einzelne gegangen, warum Belegstellen nur in wenigen Fällen gegeben werden.

Es geschieht dies, wiewohl grundsätzlich nichts von dem allen unberücksichtigt geblieben ist, und zwar reichlich so sehr mit Rücksicht auf Bismarck selber als auf Profesch, weil mit der Beschränkung auf einige wenige notwendige Beispiele dasselbe erreicht werden zu können schien als mit dem Her-

vorsuchen des Zehn-, ja Hundertsachen, und weil mit unnötigen Häufungen, mit dem Herumwühlen in diesem alten Unrat niemanden gebient gewesen wäre. Wen es gelüstet, der mag in der Bismarck-Literatur noch näher nachspüren: er wird, und zwar nicht nur in den von mir vorwiegend angezogenen Sammlungen, auf immer neue Belege treffen für die Erscheinung einer Kampfstimmung und Kampfweise, eines Zornes und Hasses, einer Verfolgung, die in ihrer Leidenschaftlichkeit und Zügellosigkeit der Ausdrucksweise in neueren Zeiten nicht allzuvielen Seitenstücke haben dürfte, und insofern eher an die geistigen Kampfturniere früherer Jahrhunderte, etwa Luthers, erinnert. Aber er wird das eine dennoch nicht erreichen: den Einzelheiten dieser Händel jemals genügend auf den Grund zu kommen. Bei den meisten der Bismarckschen Anlagpunkte besitzen wir nur dessen eigene Darstellung, die im Kreise seiner blinden Anhänger bisher unbedingte Geltung erlangt hat, während im folgenden dargetan werden wird, ein wie wenig unbefangener und zuverlässiger Beurteiler Profesch's Bismarck nach vielen Seiten gewesen ist. Aber noch mehr: wenn wir wirklich mit vieler Mühe für einzelne Fälle das Material z. B. aus der damaligen Presse zusammenbrächten, um etwa die von Profesch geförderten, von Bismarck so heftig gerügten österreichischen Preßangriffe auf Preußen zu beleuchten, so wären wir damit durchaus noch nicht weiter, insofern überhaupt hier nicht Geschehnisse, sondern Eigenschaften, nicht einzelne Handlungen, in denen wir Profesch zum guten Teil von Hause aus preisgeben, sondern ganze Persönlichkeiten einander gegenüberstehen, deren richtige Beurteilung einzig den Schlüssel zur Lösung der uns beschäftigenden Frage liefern kann.

Es liegt ja nun nahe, in den in unserem ersten Abschnitt dargelegten Verhältnissen zum guten Teil die Erklärung für Bismarck's feindseliges Verhalten auch Profesch gegenüber zu suchen. Aber gerade bei diesem müssen noch andere Umstände mitgewirkt haben, um Bismarck so ganz besonders gegen ihn zu erbittern; denn die zuvor charakterisierte scharfe Gegnerschaft gegen Österreich war hauptsächlich in Frankfurt und durch Frankfurter Dinge zur Ausbildung und zum Ausdruck gelangt, eine starke Gereiztheit gegen Profesch tritt dagegen schon eher zutage und geht offenbar auf Erlebnisse und Begegnungen während dessen früherer Gesandtentätigkeit in Berlin zurück.

Profesch's Berliner Wirksamkeit liegt jetzt, außer in seinen eigenen Briefen und Berichten an Schwarzenberg und Buol, auch nach den authentischen Darstellungen Sybels und namentlich Friedjungs, der die den Staatsarchiven entnommenen Dokumente Schwarzenbergs und Profesch's selber hinzubringt, sehr klar und vollständig vor, und es wird wohl niemand in Zweifel ziehen können, daß sie sehr zu seinen Gunsten spricht. Freilich hat er die österreichische Politik an erster Stelle mit vertreten zu einer Zeit, da sie, übrigens notgedrungen, stark antipreußisch war. Er hat einerseits den ganzen hohen Flug der Schwarzenbergischen Staatsleitung von 1849 bis 1852 mitgemacht, andererseits aber doch da, wo sein Meister den Bogen zu überspannen drohte, mehrfach mäßigend ein-

gewirkt. Er war es, der 1850 den Ausbruch des Krieges verhinderte, er auch, der nach Olmütz für die ersten Wiederannäherungen an Preußen die ersten wirksamen, freilich dann von beiden Seiten stark modifizierten Formeln fand. (Vgl. hierzu M. Venz, Geschichte Bismarcks 2. Aufl. S. 60.)

Daß Profesch gleichwohl in Berlin, nach seinen eigenen Worten, damals (namentlich aber in der ersten Zeit, wo er Preußen seine stolzesten Hoffnungen kreuzte) die bestgehaßte Persönlichkeit war, lag zu sehr in der Natur der Sache. Für Bismarck kann aber das Reinpolitische, trotz der Leidenschaftlichkeit des Auftretens, die Profesch für Berlin nachgesagt wurde und ihn in allen spezifisch preußischen Kreisen einer sehr ungünstigen Beurteilung aussetzte, nicht ausgereicht haben. Wenn wir sehen, wie er jenem gegenüber schon vor seinem Eintreffen in Frankfurt das verkörperte Übelwollen war, wie er (Poschinger IV. 71) beim ersten Auftauchen der Nachricht von Profesch's Berufung den Minister von Manteuffel bittet, ihn vor jenem zu bewahren, dann aber, nachdem diese Berufung dennoch zur Tatsache geworden, sich nicht scheut, mit Ausdrücken wie „aurückiger Charakter“, „geistig und körperlich übel berückigte Person“ (!) und ähnlichen um sich zu werfen, ja bald darauf das Wort des alten Freiz von den Kosaken: „Mit solchen — — — muß man sich hier herumschlagen“ (An Gerlach S. 43, 50; Hans Blum, „Bismarck“ Bd. I S. 415) auf den neuen Gegner anzuwenden, so erhellt wohl zweifelsfrei, daß hier von Hause aus ein mehr noch menschlicher als politischer Gegensatz, daß hier die Kluft eines Antipodentums geklafft haben muß, die vielleicht überhaupt durch nichts je zu überbrücken gemessen wäre, die jedenfalls Bismarck zu überbrücken sich nie die geringste Mühe gegeben hat.

Wir werden später versuchen, diese unausgleichbare Gegensätzlichkeit wenigstens nach einigen Seiten psychologisch zu erhellen. Hier kann es uns nur darauf ankommen, daß es Bismarck gar nicht darum zu tun gewesen ist, sie abzuschwächen, und vor allem, daß er es als im Interesse Preußens liegend gehalten hat, die politischen Gegensätze, welche gerade Profesch verkörperte, nach Möglichkeit auszubilden und auszunutzen. Die Hauptbelegstelle findet sich bei Poschinger IV. 134 (13. Januar 1853): „Ich halte es für politisch richtig, wenn von unserer Seite ein starkes Verleßtsein über diesen Schritt der kaiserlichen Regierung (die Berufung Profesch's) zur Schau getragen und jeder Anschein vermieden wird, als könne von uns gesagt werden: *volenti non fit injuria*. Mir scheint in diesem Falle der Grundsatz anwendbar, nach welchem jemand, der auf den Fuß getreten wird, wohl tut, seine Verletzung zu übertreiben und laut zu klagen, damit man künftig behutsamer verfährt. Wir dürfen erwarten, daß uns in den Augen unserer Verbündeten die Ernennung von Profesch als etwas angerechnet werde, was Österreich uns gegenüber wieder gut zu machen habe, und daß man bei etwaigen Streitigkeiten mit Österreich von Hause aus geneigt sein werde, die Schuld der unrichtigen Wahl des Präsidialgesandten beizumessen.“

Hiermit ist gleichsam programmatisch festgelegt, was dann in der Folge auch geschehen ist, daß jede Unfreundlichkeit, jede Inkorrektheit von österreichischer Seite grundsätzlich aufgebauscht und stark aufgetragen werden müsse.

Wenn also Bismarck hier Profesch als Schwarzenberger, als „in den Streitigkeiten mit Preußen vorzugsweise kundigen und routinierten Vertreter“ beanstandet, so ist er wenigstens keinen Augenblick darüber in Zweifel gewesen, daß er selbst der österreichischen Regierung gegenüber im gleichen Lichte dastehe. So schreibt er (Poschinger IV. 235), als es einmal in Frage kam, daß er als Gesandter nach Wien ginge: „In Wien, fürchte ich, würde man die Mittel und die Neigung haben, mich für meine hiesigen Sünden gegen Österreich zu strafen.“

Schärfstgespannte politische, und dazu, wie wir noch sehen werden, unausgleichbare menschliche Gegensätze: das waren also die Vorbedingungen des Zusammenwirkens dieser beiden Männer am Bundestage. Dazu — als einzigstes vielleicht, neben dem hingebendsten Patriotismus beiderseits, ihnen Gemeinsame — ein leidenschaftliches Temperament, das von Profesch nie verleugnet, aber auch von Bismarck ehrlich zugegeben wird (An den Minister von Manteuffel, bei Poschinger II. 180): „daß mir, besonders außer Dienst, nicht selten mehr Ruhe und Zurückhaltung zu wünschen wäre, sieht niemand deutlicher als ich selbst.“ So konnte es kaum anders kommen, als es kam, nämlich daß das vom ersten Augenblicke an unmögliche Verhältnis mit der Zeit, trotz Profesch's immer erneuter Versuche es zu bessern, nur immer schlechter wurde. Das Unglück wollte es, daß gegen Schluß Bismarck gar um Profesch's willen noch einen amtlichen Verweis bekam (unverschuldet, wenn wir ihm glauben dürfen, das Nähere bei Gerlach S. 209 ff.) und so auch noch das Moment verletzter Ehre und persönlicher Rachsucht hinzukam, um das Maß überlaufen zu machen und in den eifigen Abschiedsworten, welche Bismarck dem scheidenden Bundestagspräsidenten zu widmen amtlich gezwungen war, und welche mit seinen Begrüßungsworten, die er sich im Februar 1853 abgerungen hatte, immer noch grell genug kontrastieren, diesem ganzen Stück Frankfurt ein Ende schlecht, alles schlecht zu bereiten, das seines Gleichen suchen dürfte.

Nach diesem allen wird man das, was diese drei Jahre einschließen an Gehässigkeiten, an Verkennungen, an Berunglimpfungen, mindestens begreifen. Kein Schritt Profesch's, der nicht belauert, kein Akt, der nicht verdächtigt, kein Vorzug, der nicht verkleinert wird, bis schließlich buchstäblich an ihm kein gutes Haar bleibt, indem selbst die offenbaren Züge vollster Harmlosigkeit allermindestens parodiert werden. Zuzeiten gemahnen die Anschwärzungen Bismarck's fast ans Burleske, und eine seiner letzten Äußerungen vor Profesch's Scheiden (bei Poschinger IV. 239): „Profesch spielt die Rolle des Bösewichts in dem langweiligen Bundesroman bis ans Ende“ wirkt wenigstens auf den, der vom wahren Wesen dieses Mannes einen nicht ganz oberflächlichen Begriff hat, als unfreiwillige Selbstironisierung, wie er sie nicht besser hätte geben können.

Es konnte nicht fehlen, daß schon Zeitgenossen das Übermaß in Bismarcks Angriffen erkannten und beanstandeten. So ist selbst Gerlach gelegentlich seiner Berserkerwut in die Zügel gefallen und hat Profesch in Schutz genommen*).

Wir scheiden die Anklagen Bismarcks in einige wesentliche Hauptgruppen, so zwar, daß wir eine vorannehmen, in welcher der ganze Ausgang dieses Prozesses uns fast ausschließlich beschlossen zu liegen scheint, indem alle anderen daneben an Bedeutung verlieren, ja wohl gar in sich selbst zusammenfallen.

Bismarck wird nicht müde, Profesch in hundertfältigen Variationen als einen Intriganten, als Vater der Lüge, als Falsarius, als einen Mann ohne Treue und Glauben zu bezeichnen. Es ist ohne weiteres klar, daß, wenn er damit recht hätte, der Mann auch für uns abgetan wäre.

Ghe wir aber der persönlichen Seite dieser Sache näher nachforschen, erscheint seine Bemerkung über eine allgemeine Maxime unerlässlich, die Bismarck wiederholt besonders eindringlich gegen Profesch wie gegen alle damaligen Österreicher ins Feld geführt hat.

Am 16. März 1853 berichtet er nach Berlin (Poschinger IV 145: die Stelle ist dort merkwürdigerweise verstümmelt, die korrektere Fassung findet sich bei Gerlach, S. 66 u. 67), „es sei außerordentlich schwer, die Österreicher und besonders Profesch von der Unrichtigkeit der auf veralteten Traditionen beruhenden Theorie des Lügens in der Diplomatie zu überzeugen,“ und auch sonst gefällt er sich öfter in ähnlichen Gedankengängen, die, damals zunächst zur Bekämpfung und Beschämung der Österreicher wirksam angewandt, in späterer Verallgemeinerung zu der viele Bismarckvergötterer begeisternden Legende geführt haben, als habe Bismarck überhaupt die Staatskunst reformiert, indem er nun durchweg und ein für alle Male die Wahrheit zu ihrer Grundlage und die Wahrhaftigkeit zu ihrer Ausdrucksform erhoben habe.

Mit solchen Illusionen mag sich der Laie einwiegen lassen; der Staatsmann und der Historiker wird immer nur das Lächeln der Auguren dafür in Bereitschaft halten. Was Bismarck selbst betrifft, so leidet es ja keinen Zweifel, daß er, wo er die Wahl hatte, sich für den geraden Weg entschied, auf dem er ja auch oft so erstaunliches erreicht hat; daß er selbst die Brutalität, selbst den Zynismus der Wahrheit (denn schön und erfreulich ist diese im Völkerverleben in den aller seltensten Fällen), wo es irgend anging, dem Dekorum der Lüge vorzog, daß er durchschnittlich in seinem Tun Cromwell, und selbst Napoleon,

*) Die Hauptstelle findet sich in den Briefen an Bismarck S. 33, wo es unter anderem heißt: „Ich gehöre nicht zu seinen Feinden. Ich glaube, daß man ihm wegen seiner natürlichen Unliebenswürdigkeit politisch unrecht getan hat.“ (Was durch sein Verhalten nach der „Schlacht von Bronzell“ belegt wird.) Gerlach fährt dann fort: „Seine übelste Eigenschaft ist seine Unselbständigkeit, denn wenn man ihm etwas widerlegen oder beweisen will, so sieht man ihm immer an, daß er daran denkt, was man dazu in Wien sagen werde.“ Gerlachs betreffende Beobachtungen stützen sich vornehmlich auf die Zeit, da unter „Wien“ Schwarzenberg zu verstehen war. Aber wir sahen soeben, daß Profesch, wenn es galt, selbst diesem gegenüber seine Selbständigkeit zu wahren wußte.

näher steht als Talleyrand und Metternich. Aber Machiavelli wird in alle Ewigkeit der unumgängliche Lehrmeister beider Typen von Staatsmännern bleiben, und so wird es, in seinem Sinne, immer nur darauf ankommen, daß dieselben Dinge geschickt und mit Erfolg betrieben werden, wegen deren man den sie ungeschickt und erfolglos Betreibenden mit leichter Mühe bloßstellen und richten kann; daß vor allem Einsatz und Erfolg in das rechte Verhältnis, daß die Ratschläge Machiavellis nur um eines genügend großen und in sich berechtigten historischen Zieles willen zur Anwendung gebracht werden. Bismarck hat später, wenn es nicht anders ging, auch alles das, was er an seinen damaligen Gegnern im Kleinen verwarf, in gigantischem Maßstabe vollführt, er handhabte die List, ja die Überlistung, mit gleicher Meisterschaft wie die Gewalt, und sein Motto blieb, hier wie dort, daß „die Tugend im Gelingen liege“.

Der Sinn seiner vermeintlichen Neuerung in der diplomatischen Moral konnte also im wesentlichen kein anderer sein, als daß man, wo der Stand der Dinge irgend Licht vertrage, nicht den Lichtscheuen spielen, daß man, wie nach dem Katechismus den Namen Gottes nicht unnützlich führen, so auch den Teufel nicht unnötig ins Spiel ziehen solle.

Es gibt vielleicht keinen Staatsmann wieder, der es so verstanden hätte, seine Gegner ins Unrecht zu setzen, wie Bismarck. Von einem tiefen Instinkt für die wirklichen sittlichen treibenden Kräfte der Geschichte erfüllt, ja man darf sagen, eines ihrer mächtigsten Echos und Werkzeuge, wußte er auch die Mittel, mit denen er seine Pläne verwirklichte, und bei denen — der ganzen Art der Politik nach — die Sittlichkeit oft tatsächlich nur eine relativ geringe Rolle spielte, um so mehr also die Fiktion einer solchen vonnöten war, immer prachtvoll in diesem Sinne zu drapieren.

Damals freilich, in Frankfurt, hatte er es leichter: der erste Einblick in die dortigen Zustände offenbarte ihm den Gegner in einem tiefen Unrecht, in das er ihn nicht erst zu setzen brauchte, zeigte ihn in der selbstsüchtigen Heranziehung und Ausbeutung überlebter, unhaltbarer, unwirklicher Verfassungsformen sozusagen in eine einzige große Lüge verstrickt. Was das Unyttliche des damaligen Bundestagstreibens noch verstärkte und auf die Spitze trieb, war, daß Österreich und Preußen nominell und formell Bundesbrüder, tatsächlich Nebenbuhler waren und sich vielfach nicht nur als solche, sondern direkt als Feinde behandelten. Es ist hierbei gleichgültig, wen das Hauptodium davon trifft: im Sinne Österreichs wird man immerhin sagen dürfen, daß Schwarzenberg nur Gegenschläge gegen Bagerl und Radowiz geführt hat, daß Olmütz eine Reaktion auf Frankfurt und Erfurt war. Worauf es ankommt, ist dies: wer dieses Bundesverhältnis, aus dem Treu und Glauben gewichen, bejahte und vertrat, der log, mochte er wollen oder nicht; wer es aus Herzensgrunde verwarf und verneinte, der bekannte die Wahrheit. Diese dankbarere Rolle ist damals Bismarck zugefallen, und insofern er, und einzig er, wenn auch zunächst nur in dieser Negative, sich dessen bewußt war, was er wollte, und zugleich

durch den ahnungsvollen Ausblick auf das große Positive, zu dem ihn dieses Wollen einst führen müsse, sich in seiner Haltung bis zu einer für den Gegner vernichtenden Sicherheit bestärkt sah, darf man in der That sagen, er sei der einzige wahrhaftige Mensch in jener ganzen unseligen Bundestagsversammlung gewesen.

Die österreichischen Staatsmänner dagegen, welche damals gegen ihn im Feuer gestanden, haben wahrlich keine beneidenswerte Rolle gehabt, und sie haben dies selbst am besten gewußt. Rechberg hatte schon 1852 den Frankfurter Posten abgelehnt, weil man da zu leicht den Hals breche (Poschinger IV 126), und Profesch hat ihn nur widerwillig übernommen und schwer darunter gelitten, wenn er auch, als getreuer Diener seines Landes, sich über den wahren Grund und Charakter dieses Leidens damals nicht klar zu werden vermochte, sondern vieles nach Außen suchte, was im Innern lag.

Er persönlich war eine bis zum leidenschaftlichen wahrhaftige Natur. Aber damit war es nun für Frankfurt vorbei. Er war dort so unangebracht wie möglich, aber — wer wäre angebracht gewesen? Sicherlich ein Beußt weit eher als ein Profesch! Der wog und überlegte vor allem — namentlich im Affekte — seine Worte zu wenig, dann fiel Bismarck, der ihm auflauerte wie ein Tiger, über ihn her und nagelte ihn fest, und die Sophismen der Diplomatie rissen ihn nur in den seltensten Fällen los. Auch scheint er manches cavalièrement österreichisch angefaßt und abgetan zu haben, worauf ihm abermals Bismarck mit altmärkischer Verbheit über die Parade fuhr. Er war klug genug, sehr bald die ganze Furchtbarkeit seines Gegners zu durchschauen, und dann mag er immerhin, mit anderem, auch an Verschlagenheit alles, was er in seinem Köcher trug, aufgeboden haben, um sich seiner zu erwehren, mit zäher List jeden Schritt des Bodens, den er sich Zoll um Zoll entriß, verteidigt haben. Wenn er dabei, wie ihm Bismarck vorwirft, ungeschickt lag, so beweist gerade dies am besten die andersartige Veranlagung seiner Natur. Im übrigen wäre es ein schreiendes Unrecht, sein ganzes damaliges Tun in den hundert und tausend Einzelheiten, in die es Bismarck auseinander gezogen hat, zu beurteilen, wäre dies selbst dann, wenn wir Grund hätten, Bismarcks einseitig und vorliegende Darstellung für durchschlagend zuverlässiger zu halten, als nach unseren früheren Darlegungen angängig sein dürfte. Nur über das Ganze haben wir heute noch ein Recht zu richten, und da schulden wir Bismarck die Genugtuung, daß ein verwerfliches Trugspiel vor ihm und Deutschland aufgeführt wurde, Profesch dagegen die Anerkennung, daß er selbst in der Verstrickung in dieses, und damit in der ärgsten Einklemmung seiner Natur und schwersten Probe seines Lebens, in gutem Glauben und treuer Pflichterfüllung gehandelt hat.

Viele Äußerungen Bismarcks deuten darauf hin, daß Profesch auch privatim ihm gegenüber gelegentlich hinterm Berge hielt, was an sich ja nur zu begreiflich erscheint, Bismarck aber ganz besonders erbittert haben mag. Auch hier wieder wirkte es sehr erschwerend und mußte dergleichen Rundgebungen

des Mißtrauens und der Unwahrhaftigkeit doppelt unliebsam erscheinen lassen, daß die alten Formen und Gebräuche, in denen sie zum Ausdruck kamen, direkt auf das Gegenteil aufgebaut waren und hinwiesen, wie z. B. die regelmäßige Gewohnheit der Gesandten der beiden Großmächte, im Abwesenheitsfalle einander ihre Stimmen zu übertragen. Dergleichen entstammte den alten Zeiten des guten Einvernehmens, und man kann es Bismarck nachfühlen, wenn er aus diesem Geiste heraus die gleichviel ob wirkliche oder von ihm nur so empfundene illoyale Vertretung durch den österreichischen Kollegen brandmarkte.

In diesem allen also ist nichts zu beschönigen, noch weniger aber wäre, wie nach unseren vorstehenden Ausführungen wohl unbedingt zugegeben werden dürfte, ein moralisierendes Beurteilen eines einzelnen am Platze, nachdem sogar Bismarck selbst, wenn es sich im entscheidenden Augenblicke einmal darum handelte, was nun zu geschehen habe, gerade mit Rücksicht auf den bestgehabten Gegner, Profesch, die Erklärung abgegeben hat, „eine Beschwerde sei mehr gegen das System, als gegen die zu dessen Ausführung berufene Person zu richten“ (Poschinger I 313, 319; IV 165).

Von den übrigen Vorwürfen, die auf Profesch herniedergehagelt sind, kann ein großer Teil ziemlich summarisch abgetan werden.

Man wird zwar Sybel darin zustimmen können, daß er es ablehnt, Bismarcks Frankfurter Jahre als Lehrjahre zu bezeichnen, indem dieser die Staatskunst so wenig wie der Fisch das Schwimmen erst habe zu erlernen brauchen. Aber es wäre doch unnatürlich und den Gesetzen aller Entwicklung widersprechend, wenn nicht an dem Bismarck seiner diplomatischen Anfänge, neben den späteren gehalten, gewisse Züge novizenhaft anmuteten. Dahin gehört vor allem auch die sittliche Entrüstung, in die er damals noch über Dinge gerät, welche ihm in seiner eigenen späteren Wirksamkeit immer geläufiger, immer vertrauter wurden. Was er bei Profesch Wetterwendigkeit, Wechsel der Überzeugungen nennt, hat ihm und seinen Anhängern mit der Zeit als Realpolitik gegolten. Die allerschlimmste Sünde, die reichlich enge Verbindung mit der Presse, über die er in besonders heftige Empörung gerät, hat er gleich damals dem Gegner abgelernt (Poschinger II 213 ff.; III 494. Aus den Briefen des Grafen Profesch S. 404 Anm. 471 bis 472), und es ist bekannt genug, wie er es hierin später zu einer Vollkommenheit, zu einer strupellosen Meisterschaft gebracht hat, die das Entsetzen der höchststehenden unter seinen Gegnern gewesen ist. Ähnliches gilt von den Verbeugungen vor dem Judentum (bei Profesch heißt es: Rothschild, bei Bismarck: Bleichröder), ja selbst von dem Liebäugeln mit dem Landesfeinde (auch Bismarck hat sich später nicht gescheut, in seinen politischen Plänen ein Bündnis mit Frankreich zur Bewältigung Österreichs ernsthaft in Erwägung zu ziehen) und von anderem; ziemlich die gleichen Anklagen sind im Laufe der Zeit, teils schon von Profesch selbst als Gegenanklagen, teils später von anderen, und mindestens ebenso scharf,

gegen Bismarck erhoben worden, und wer hätte das Herz zu sagen, daß es zu unrecht geschehen sei?

Einiges bleibt freilich, was als ganz besonders auf Profesch zugeschnitten noch einer Betrachtung bedarf; doch ist es reichlich zweifelhaft, ob dies nicht den letzteren weit mehr ehrt, als belastet. Wenn Bismarck immer wieder seine Präsidialübergriſſe rügt (Profesch suchte gelegentlich durch einfache Präsidialverfügung durchzusetzen, was jener erst verhandelt wünschte), wenn er seine Hofart, seine Anmaßung, seine Überhebung, seine Leidenschaftlichkeit, seine Rücksichtslosigkeit in Vertretung seiner Präsidialstellung hinausstreit, so wird man sich füglich fragen dürfen, ob das alles nicht besagt, daß er damals als Österreicher energisch seine Pflicht getan, und daß Bismarck an seiner Stelle — ins preußische überſetzt — genau ebenso gehandelt haben würde? Treffend sagt Friedjung („Der Kampf um die Vorherrschaft“ Bd. I S. 11): „Für Österreich gab es überhaupt keinen Preis, um den es freiwillig auf den Primat in Deutschland verzichten mochte; so dachte jeder österreichische Staatsmann, und so mußte er denken. Denn eine europäische Großmacht gibt sich selbst auf, wenn sie ein so großes Ding ohne Waffengang fahren läßt.“

Das ist denn auch Profesch's Motto gewesen, und es gibt zugleich die Erklärung für einen weiteren Zug, den Poschinger als Pomphaftigkeit, und sein Meister in immer neuen Fassungen als Eitelkeit, als Selbstgefälligkeit, als Selbstüberschätzung charakterisiert hat. Wenn er alles und jedes, wodurch Profesch sich bemühte, seinem Wirken als Vertreter des Kaiserstaates am Bunde Nachdruck und Nimbus zu geben, nur in einem solchen Lichte zu sehen vermochte, so erscheint dagegen der unbefangenen Beurteilung nichts natürlicher, als daß Profesch, dem weder der Glanz alten Namens, noch die Fülle erbter oder erworbener Reichtümer zur Seite stand, seine Stellung nach Kräften durch alles, was die eigene Persönlichkeit hergab, zu verstärken bemüht war.

Benigstens nach einer Seite hat dies Bismarck, wenn auch unter Murren und Knurren und unfreiwillig, anerkannt: Profesch's immenser Fleiß, seine „Arbeitsamkeit und das lebhafteste Interesse, welches er den Geschäften widmete,“ mußten selbst ihm imponieren, und seine „Genußsucht in Ausschweifungen“ hat ihm manche saure Stunde eingetragen. Ein anderes war es schon um die nicht rein sachlichen Ausstrahlungen von Profesch's Geiste, um die Momente, da der Historiker, unter ungenügender Berücksichtigung der Zuhörerschaft, dem Diplomaten dreinredete und ihn z. B. seine Antrittsrede als Präsidialgesandter mit einem Rückblick auf die Hauptentwicklungen der deutschen Geschichte und einem Ausblick auf das Wesen der deutschen Stämme beginnen ließ. Das reizte den realpolitischen preußischen Kollegen nur zum Spott und trug ihm, wie ähnliches später, die Bezeichnung Schulmeister ein.

Noch weniger hat Bismarck es ihm hingehen lassen, daß er, namentlich in der ersten Zeit, häufiger in Feldmarschallleutnantsuniform in Frankfurt auftrat (wo damals, nebenbei bemerkt, etwa die Hälfte der Garnison österreichisch war).

Bismarck, der nicht, wie Profesch, die Uniform sich auf dem Schlachtfelde errungen und eine glänzende militärische Laufbahn hinter sich hatte, dem das Geschick niemals Gelegenheit gegeben hat, militärisch irgendetwas zu leisten, hat doch später, als ihm für seine überwältigenden staatsmännischen Verdienste hohe militärische Grade verliehen worden waren, mit Vorliebe auch im Dienste seine Kürassieruniform getragen und dürfte damit am besten den einstigen Gegner entlastet haben.

Daß Profesch für die Repräsentation seines ehren- und verantwortungsreichen Postens amtlich nicht genügende Mittel zur Verfügung gestellt bekam, daß er — persönlich unvergleichlich freigebiger und großherziger veranlagt als sein Gegner — sich daher nach dieser Seite mehrfach Einschränkungen auferlegen mußte, war einer der Hauptgründe, die ihm Frankfurt verleiteten, und es hätte Bismarcks ätzend scharfer Bemerkungen nicht bedurft, um diese Lücke seines sozialen Daseins aufzudecken. Dinge wie die nach Bismarck (an Gerlach, S. 254) „pöbelhafte Verweigerung“ eines Präsidialbiners mögen ihm so schwer genug gefallen sein.

Ein Punkt bleibt hier schließlich noch zu erörtern, nämlich: wie Bismarck über die amtlichen Fähigkeiten seines österreichischen Kollegen und Gegners gedacht hat.

An sich würde man sich immer sagen müssen, daß ein solches Urteil keine absolute, sondern nur eine relative Gültigkeit haben könnte. Bismarcks Frankfurter Politik gibt gewissermaßen einen doppelten Klang: sie bedeutet zugleich das Grabgeläute für die Politik Metternichs und die Sturmglocken einer neuen Zeit. Da liegt es in der Natur der Sache, daß er nicht eben der unbefangenste Richter über den Lieblingsschüler des Mannes sein konnte, dessen Werk er eben in Trümmer schlagen wollte. Dennoch ist es unverkennbar, daß er mindestens zeitweise über Profesch's Können keineswegs gering gedacht hat. Wenn wir durchweg sehen, wie wenig er Floskeln machte, wenn dieser Mann in Frage kam, dürfen wir selbst die Worte seiner Begrüßungsansprache, wonach Profesch „durch seine gereiften Erfahrungen in der diplomatischen Laufbahn, seine genaue Kenntnis der deutschen Verhältnisse und seinen hervorragenden Namen in der wissenschaftlichen Welt zur Leitung der Geschäfte des Bundestages vor anderen befähigt gewesen sei,“ unbedingt für bare Münze nehmen. Auch sonst fehlt es nicht an Äußerungen, die, wenn auch widerwillig oder versteckt, Respekt vor dem Gegner durchblicken lassen. Im Verlauf der Frankfurter Jahre überwiegt dann freilich der Eindruck, daß Profesch sich durch seine Leidenschaftlichkeit und durch mancherlei Ungeschicklichkeiten, nach Bismarcks Meinung, selbst das Spiel verdorben habe*), so daß er sogar wiederholt ihn als einen „bequemen“ Gegner bezeichnet, den

*) Auch Stohow, Bismarcks Vorgänger in Frankfurt und Petersburg und „alter Präzeptor“ (Gerlach an Bismarck, S. 33), fällt das Urteil, daß Profesch die Fähigkeit habe, sich mit allen Menschen zu verfeinden. Er war offenbar in kritischen Zeitläuften zu impulsiv und zu reizbar.

er im Interesse seines Vaterlandes nicht gern mit einem anderen vertauschen würde. Doch ist man fast versucht, bis zu einem gewissen Grade anzunehmen, daß sich Bismarck das nur eingeredet habe; mindestens würde das Maß von Haß, das er Profesch gewidmet hat, zu einer solchen Einschätzung gar zu wenig im Verhältnis gestanden haben. Einem unbedeutenderen Gegner gegenüber hätte er auch nicht entfernt so ins Zeug zu gehen brauchen.

Hiermit hängt ein anderes nahe zusammen: daß nämlich Bismarck wiederholt und sehr demonstrativ den Vorgänger wie den Nachfolger Profesch's, die Grafen Thun und Rechberg, auf dessen Kosten lobt, was manchem ungünstig für ihn ins Gewicht zu fallen scheinen könnte. Wenn man aber näher zusieht, wird man finden, daß die sachlichen Gegensätze unter Thun kaum minder scharf, sondern nur allenfalls die Anlässe, aus denen sie zum Austrag kamen, minder bedeutsam waren; aber Bismarck fühlte sich zu der Figur des alten Feudalherrn Thun offenbar wahlverwandt hingezogen, während ihn die aus sich selbst emporgewachsene, ihm bis zur Unverständlichkeit fremde Persönlichkeit Profesch's abstieß.

Übrigens war Thun, nach Bismarck's eigener Schilderung (Boschinger IV 120 ff.), ein gutmütiger Kavaliere und dabei, wenn auch nicht direkt eine Null, doch nicht allzuweit davon. Rechberg dagegen war preußenfreundlicher, und somit gefügiger als seine beiden Vorgänger; er ist Preußen vielfach weit entgegengekommen, und es ist ja bekannt, daß Bismarck später gerade mit ihm ein gutes Stück Weges deutscher Geschichte gemeinsam zurückgelegt hat. Zudem lagen unter Rechberg's Präsidentschaft so brennende Fragen wie unter der Profesch's lange Zeit nicht mehr vor, und Bismarck selbst ließ wohl allmählich etwas nach in seinem Feuereifer, wie ja auch das schärfste Messer allmählich nicht mehr so schneidet wie im Anfang, bis erst die Ereignisse des Jahres 1859 seine antiösterreichische Stimmung wieder aufs äußerste brachten, was dann seine Versetzung nach Petersburg zur Folge hatte*).

Alles in allem wird man dem Sohne Profesch's nicht unrecht geben können, wenn er den besonderen Haß Bismarck's gegen seinen Vater darauf zurückführt, daß dieser ihm am energischsten von den Dreien entgegengetreten sei und dadurch den despotischen Zug seines Charakters am stärksten provoziert habe, und wenn er ferner in jenem Haß eine Auszeichnung erblickt, mit der er sich nicht eben in der schlechtesten Gesellschaft befunden habe.

(Fortsetzung folgt)

*) Übrigens wird man gut tun, selbst über diese Dinge nicht einseitig Bismarck zu hören. Profesch a. a. O. S. 471 lautet doch wesentlich anders, und selbst mit Rechberg wäre es einmal beinahe zu einem Duell gekommen.

